

J. Erinnerung an Studentenbude
in Berlin

Abreißkalender.

Gibt es in der Welt eine Zusammenstellung zweier
Silben, die so reißlos den Begriff der Ungemütlichkeit
ausdrücken könnte, wie heute das Wort Berlin?

Und doch gab es einmal ein Berlin, in dem es sich
gemütlich leben ließ. Eine Erinnerung daran steigt
in mir auf.

Es war das Berlin zwischen Fontane und Julius
Stinde, wo Maximilian Harden noch Paul Lindau
hieß, wo man am historischen Gassenster des Palais
Unter den Linden noch den alten Kaiser Wilhelm
sehen sah und sein Entel, der den kommenden Jahr-
zehnten seinen Namen anhängen sollte, als Husaren-
Leutnant seine Spuren verblende.

Es war die Nachskulturkampfperiode. Freund Benn
und ich wohnten Türe an Türe in einem Ursulerinnen-
Kloster, aus dem die Nonnen vertrieben waren. Es
lag in der Lindenstraße, schräg gegenüber der
Jerusalemkirche, dicht neben der Feuerwehrentrale,
und wurde von einem alten Fräulein für Rechnung
des Ordens bewirtschaftet, der es unter der Hand
zu Kaufgekauft hatte. Im Vorderhaus wohnten allerlei
Zentrumsgrößen, M. M. d. d. R. N., im Hinterhaus
Studenten aus den katholischen Gegenden. Ein
seltsames Gefühl überkam einen, wenn man sich klar
machte, daß diese enge Studentenbude, in der grade
Tisch und Bett Platz hatten, vor ein paar Jahren
noch eine Klosterzelle gewesen war, in der ein junges
Mädchen seinen irdischen Lebensraum hatte begraben
und direkte Beziehungen zum Himmel hatte an-
knüpfen wollen. Gegenüber, in der Hinterfront des
Vorderhauses, wohnte die Familie des Küsters. Denn
wir hatten einen Küster, weil wir eine Kapelle
hatten. Die geistlichen Herren Zentrumsabgeordneten
hielten darin den Gottesdienst, dem ihre weltlichen
Kollegen und die paar Katholiken der Nachbarschaft
beizuhörten. Der Küster war ein magerer Ladelang
mit wehendem blondem Kollbart und Schlottel-
beinen. Sonst war uns an ihm nichts merkwürdig,
außer daß seine Frau zuweilen einen Hasen oder
eine Gans zum Durchfrieren am Küchenfenster
heraushängte.

Einmal hatte er mir zugehört, wie ich an einem
einsamen Sonntag Nachmittag — es war schon im
zweiten Drittel des Monats — aus den Liedern von
Wendelssohn mir die schönsten aus heller Stimme
versang. Ich hielt es nicht für ausgeschlossen, daß ich
einmal als Bariton Karriere machen würde. Esca-
millo war die Rolle, auf die ich es hauptsächlich
abgesehen hatte. Da kam der Küster zu mir herein
und fragte, ob ich nicht in seinem Kirchenchor mitlingen
wollte. Ich war einerseits geschmeichelt, andererseits
lag die Zumutung nicht ganz in der Richtung meiner
Zukunftsträume.

„Wir haben einen sehr netten gemischten Chor. Die
kleine Charlotte Wild singt manchmal Solo, dann ist
die ganze Gemeinde weg. Vielleicht könnten Sie
beide“

„Ist die kleine Wild die mit den dicken braunen
Söpsen?“

„Jawohl, die Tochter aus dem Wiener Café.“

Ich sagte zu. Die kleine Wild mit den braunen
Söpsen war Benn und mir schon aufgefallen. Er sagte,
sie sei ein Bommelchen, während ich fand, sie sei grade
richtig.

Also ich sang ihr zuleb mit im Kirchenchor der
Ursulerinnenkapelle und legte mein ganzes Geld in
ihrem elterlichen Café in süßen Schnäpsen an.

Aber das alles ist nicht der Urgrund der Erinner-
ung, die mir aus jener Zeit nachgeht. Das ist viel-
mehr ein altes Marienlied, das sie in der Kapelle
manchmal sangen, das ich nie vorher gehört hatte
und das ich seit jener Zeit nie wieder gehört habe.
Es beginnt: „Wir schmücken Dir Dein golden Haar
— Mit Rosen zart und Lilien klar.“ Es geht nach

einer süßen, seltsamen Walzerweise, die ich mir
manchmal vorpfeife und die hier niemand kennt.
Das alles paßt in das Berlin von heute, wie eine
weiße Rose in eine Schale mit Bengin.

Freud 16.11.1922